

Tandem-Projekt der Alma Mater kommt in Fahrt – Ausländische und Leipziger Studierende helfen sich beim Sprachenlernen ohne Vokabelpaukerei  
**„Motivation ist das A und O“**

# Vom Schüler zum Lehrer und wieder zurück

Von KATHRIN STEINMETZ und JULIANE SCHOENHERR

Professorin Angela Friederici, Direktorin am Leipziger Planck-Institut für neuropsychologische Forschung, zum Sprachlernverhalten von Erwachsenen und Kindern.



Professorin Friederici

**Frage:** Sprachen lernen im Tandem erfreut sich bei Studenten großer Beliebtheit. Halten Sie diese Methode für effektiv?

**Friederici:** Die Motivation ist beim Erlernen einer Fremdsprache das A und O. Bei der Tandem-Methode ist dieser Faktor sehr hoch, und mit einem Muttersprachler lernt man leichter die Intonation, also die Aussprache und die Sprachmelodie. Das ersetzt allerdings nicht das systematische Erlernen der fremden Grammatik.

**Ist es ein Unterschied, ob man sich einen Fremdsprachentext von Kassette anhört, oder sich mit Jemandem unterhält?**

Ja, denn zusätzlich zum gesprochenen Wort habe ich noch die Mimik und Gestik. Bei Kindern gibt es Untersuchungen, die zeigen, dass der soziale Faktor beim Lernprozess eine ganz entscheidende Rolle spielt.

**Ist es ein Nachteil, wenn der Tandempartner nie gelernt hat, wie man systematisch Sprache vermittelt?**

Ich denke, das ist kein Problem. Wenn ich sehe, dass der Gesprächspartner mich nicht versteht, mache ich die Sätze automatisch einfacher. So kommt es zu Wiederholungen, die beim Lernen wichtig sind. Das funktioniert ähnlich intuitiv wie bei Eltern gegenüber ihren Kleinkindern. Eltern passen ihre Sprache dem Kind an. Der Muttersprachler stellt sich genauso auf seinen Gegenüber ein.

**Sie vertreten die Auffassung, dass Erwachsene genauso gut eine Fremdsprache lernen wie Kleinkinder. Wie begründen Sie das?**

Die Welt des Kleinkindes dreht sich um Grundbedürfnisse, wie Essen, Schlafen, seine Eltern und später noch um Spielen. Der Erwachsene hingegen hat einen reichen Erfahrungsschatz und möchte auch über sein Weltwissen kommunizieren. Wenn man das Weltbild beim Zweitsprachenerwerb so klein hält wie das von Kindern, dann sieht der Lernerfolg ähnlich aus. Wir sprechen hier vom „weniger-ist-mehr-Prinzip“. Etwa mit sieben Jahren beherrscht ein Kind seine Muttersprache. Es dauert aber noch drei Jahre, bis sich die Hirnströme messbar denen von Erwachsenen angeglichen haben. Also lernen Kinder auch nicht viel schneller als Erwachsene.

**Welchen Tipp geben Sie jenen, die im Erwachsenenalter noch eine Fremdsprache lernen wollen?**

Meiner Meinung nach ist es am besten, mit wenig Vokabular anzufangen und gleich auch die grammatischen Regeln mitzulernen.

Interview: Juliane Schoenherr

## Studentenfutter

### Vorgetragen

„Nirwana oder ewiges Leben?“ wird in einem Vortrag über Christentum und Buddhismus auf der „Internationalen studentischen Woche“ gefragt. Vom 8. bis 12. Juni hält die Uni Leipzig ein Programm für Jung und Alt bereit: Während sich der Nachwuchs beim Kinderfest vergnügt, können sich Literaturfreunde etwa beim Lyrikwettbewerb zum Thema: „Ausländer erleben Deutschland“ austoben. Mehr Infos unter [www.uni-leipzig.de/~intwoche](http://www.uni-leipzig.de/~intwoche).

### Vorgeführt

Vom 13. bis 24. Juni zieht das Leipziger Wanderkino durch den Clara-Zetkin-Park. Unterm Sternenzelt werden Schwarz-Weiß-Streifen und Stummfilme gezeigt.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der LVZ und des Diplom-Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion unter Leitung von Prof. Dr. Michael Haller betreut. Redaktionelle Verantwortung dieser Seite: Susann Zuber und Ulrike Neumann. Campus ist erreichbar unter [campus-leipzig@web.de](mailto:campus-leipzig@web.de), Telefon 973 57 44 und Fax 973 57 46.

„Endlich mal wieder Deutsch reden.“ Sichtlich atmet Todd Carmody auf. Der Amerikaner stammt aus Michigan, doch seit er vor einem halben Jahr nach Deutschland kam, spricht er noch immer mehr seine Muttersprache als Deutsch. Der 23-jährige Student arbeitet dank eines Stipendiums am Fachsprachenzentrum der Leipziger Uni. Und weil er dort den ganzen Tag Englisch lehrt, genießt Todd die wöchentlichen Treffen mit dem Leipziger Journalistik-Studenten Fabian Löhle. Mit ihm kann er Deutsch reden, soviel er will – bekommt den Sprachunterricht sogar bei Milchkaffee und Cola serviert.

Fabian und Todd sind ein so genanntes Tandempärchen. Sie haben sich über ein Projekt gefunden, das Didaktik-Professorin Karin Kleppin hier vor zwei Jahren ins Leben rief. Sie übernahm das Konzept von der Universität Bochum und erweiterte damit den Kreis der Tandem-Institute in Europa auf dreizehn. Inzwischen können Studierende in Spanien oder Frankreich genauso von dieser Lernmethode profitieren wie ihre Kommilitonen in Irland oder Großbritannien. In Deutschland finanzieren die Unis das Projekt aus ihrem Budget. Die Studierenden können kostenlos daran teilnehmen.

Während sich Todd gerade von Fabian erklären lässt, was „unter der Gürtellinie“ bedeutet, strahlt Tandem-Mitarbeiterin Ruth-Ulrike Deutschmann in ihrem Büro in der Lumumbastraße zwei Britinnen an, die sie aufgesucht haben, um einen deutschen Tandempartner zu finden. „Super, ich gebe jedem von euch gleich mal zwei Adressen mit, da könnt ihr euch melden.“ Englisch ist zusammen mit Französisch und Spanisch am meisten gefragt.

Für einen Tandempartner in diesen Sprachen müssen Interessierte ein Semester warten, sagt die 24-jährige und greift zu einem dicken Ordner, in dem sie die Studenten in der Warteschleife „abgehakt“ hat. Während sie zu Beginn nicht mal einen Hefter für Partnersuchende aus Deutschland und dem Ausland füllten konnte,



Da müssen beide schon kräftig in die Pedale treten: Im Sprachenprojekt „Tandem“ bringen sich der Deutsche Fabian Löhle (links) und der US-Amerikaner Todd Carmody gegenseitig beim Lernen voran. Foto: Jan Woitas

biegt sich nun das Regal unter der Last der Antragsformulare, dabei auch Partnergesuche für Koreanisch, Suaheli oder Kantonesisch.

Tandem-Lernen, dahinter steckt dasselbe Prinzip wie beim Zweiferrad. Beide Partner müssen sich zusammen anstrengen, um beim Sprachenlernen voranzukommen. Sie unterstützen sich, indem sie als Muttersprachler Experten in der Fremd-

sprache sind, die der jeweils andere lernen will. Laut Deutschmann sei es deshalb auch möglich, dass beide auf unterschiedlichem Sprachniveau stehen – Grundkenntnisse vorausgesetzt. Als „Fahrplan“, wie es die studentische Hilfskraft nennt, rät sie jedem neuen Pärchen zu einem wöchentlichen Treffen von zwei Stunden, jeweils eine davon in jeder Sprache.

Inhaltlich gestalten die Lernenden alle Sitzungen selbst. „Jeder muss sich vorher überlegen, was er lernen will“, sagt Deutschmann. Für Fabian war das keine Frage. Sein Studium in den Staaten steht vor der Tür. „Ich möchte Englisch so gut können, dass ich damit genauso individuell bleiben kann wie im Deutschen.“ Sein Partner Todd achtet deshalb besonders auf die richtige Wortwahl, verbessert

## Patente Lösung für das Patentrecht – Reform stoppt Ideenklau bei Hochschulen

Neues Gesetz schützt Erfindungen von Professoren besser / Unis hoffen auf mehr Geld

Außer Spesen nichts gewesen – diese Erfahrung mussten deutsche Hochschulen mit ihren Forschungsergebnissen lange machen. Denn meist kam es nicht bis zur Patentanmeldung einer Erfindung. Der Anteil der Patente aus den 350 Hochschulen Deutschlands beträgt gerade 4,4 Prozent pro Jahr. Dies entspricht 2300 Anmeldungen, schätzt das Bundesforschungsministerium. Zum Vergleich: Im selben Zeitraum meldet allein der Siemens rund 3600 Patente an.

Bislang hatten viele Wissenschaftler gar kein Interesse an der Verwertung, weil die den Forscherdrang eher bremst. Christian Kaernbach, Oberassistent am Psychologischen Institut der Uni Leipzig erklärt, warum viele Gelehrte auf den rechtlichen Schutz verzichteten: „Publikationen sind die Währung der Wissenschaft. Das verträgt sich nicht mit einer Patentanmeldung, die ja zunächst der Geheimhaltung dient. Die Vermarktung einer Idee ist für einen Wissenschaftler weitrangig.“ Die Alma Mater ging deshalb oft leer aus. Und für die Industrie waren die ungeschützten Ideen eine kostenlose Goldgrube.

Thomas Mothes, Professor am Institut für Laboratoriumsmedizin des

Universitätsklinikums, war da eine Ausnahme. Er hat voriges Jahr Aminosäuren entdeckt, mit denen Lebensmittel auf ihre Inhaltsstoffe getestet werden können. Es stand ihm nach alter Regelung frei, ob er seine Entdeckung als Patent anmeldet oder sofort in einer Fachzeitschrift publiziert. Er entschied sich für die Patentanmeldung über die Hochschule. Dazu war er keineswegs verpflichtet. Er braucht seinen Arbeitgeber über gemachte Erfindungen noch nicht einmal zu informieren. Viele seiner Kollegen haben so gehandelt.

Durch die Reform des Arbeitnehmer-Erfindergesetzes vom vergangenen Februar wird sich das nun ändern. Jetzt müssen die Hochschullehrer ihre Entdeckungen der Arbeitsstelle melden, bevor sie sie publik machen. Somit kann diese die Innovation patentieren lassen und wirtschaftlich nutzen. In anderen Ländern wie den USA sind Patente längst Einnahmequellen für Hochschulen.

Für den Erfinder ergeben sich durch die Neuregelung des Patentrechts keine wesentlichen finanziellen Nachteile. Zwar erhält er jetzt nur noch 30 Prozent der Einnahmen aus der Vermarktung seiner Idee, während die Uni Leipzig den Erfin-

dern früher 80 Prozent überließ. Doch der Rest der Gewinne geht an die Hochschule, die einen Teil des Geldes zurück an den Lehrstuhl fließen lässt, von dem die Entdeckung kommt.

Ein Nachteil hat die Reform für die Unis jedoch. Sie tragen künftig die Gebühren aller Patentanmeldungen. Und die sind teuer. Ein internationales Patent kann bis zu 38 000 Euro kosten. Momentan übernimmt der Bund zwar noch den Löwenanteil dieser Gebühren. Bald aber sollen die Hochschulen selbst zur Kasse gebeten werden. Für dieses Problem gibt es zwar noch keine Lösung. Die Hochschulen wollen aber verstärkt um Forschungsgelder aus der Wirtschaft werben. „Früher schreckten Unternehmen vor Investitionen oft zurück, da ihnen der gesetzlich festgelegte Vertragspartner fehlte. Jetzt ist die Lage klarer“, sagt Roland Krause, Leiter der Forschungskontaktstelle der Alma Mater. Die Industrie handelt ihre Kontrakte nun mit der Uni aus. „Wir erwarten in den nächsten zwei Jahren eine Verdoppelung der Patentanmeldungen. Die schwanken momentan zwischen Vier und Zwölf pro Jahr.“

Susann Zuber, Juliane Schoenherr

## Einer von uns Brückenbauer zum Orient

Erfahrungen mit Leipzig - in dieser Serie stellen wir Mitbürger vor, die aus fremden Kulturen an die Uni kamen und hier eine zweite Heimat fanden. Heute: Shir Mohammad Rawan aus Afghanistan.

„Wie sieht die iranische Zeitung ‚Kayhan‘ die Amerikaner?“, fragt Dr. Shir Mohammad Rawan und lächelt: „Nach dem 11. September haben das nur wenige gewusst.“ Der gebürtige Afghane ist eine Ausnahme. Der Privatdozent will, dass mehr junge Menschen mit Medien aus der islamischen Welt umgehen lernen. Deswegen betreut er im Projekt „Media-Analyst“ diesen Schwerpunkt.

Seine erste Leipziger Begegnung war ein halbes Brötchen mit „etwas Stinken“, „Wurst und Schnittkäse rochen für mich damals in der Ferne schweiß“. Das war vor 23 Jahren. Rawan kam 1979 aus Afghanistan zum Journalistik-Studium in das „getrennte Land“. „Ich wollte weg aus

meiner Heimat, die politische Lage war instabil“, erzählt der heute 44-Jährige den Schritt in die Fremde. Deutsch verstand er nicht. Im Studentenwohnheim lebte er mit Paschtu und Dari sprechenden Landsleuten allein auf der Etage. Ohne Kontakt zu Deutschen. „Leipzig?“, fragt der fünfsprachige Rawan und überlegt: „Das habe ich nur auf dem Weg ins Herder-Institut, unserer Schule, gesehen.“

Unter die Einheimischen kam der Medienexperte einige Monate nicht. „Danach aber konnte ich mit einem Guten Morgen grüßen, ging bald ins Kino und traf mich auf ein Bier im Studentenkeller“, sagt der Muslim und die rehbraunen Augen blitzen. Auch die Wurst schmeckte dann.

„Leipzig ist meine geistige Heimat“, sagt Rawan. Seit 1993 hält er hier Seminare über Medien in islamischen Ländern. Den deutschen Pass hat er seit sieben Jahren. Verheiratet ist er mittlerweile auch – mit einer Leipzigerin. Tatjana Braun



Shir Mohammad Rawan Foto: Jan Woitas

## Attacis streiten für eine gerechtere Welt

Leipziger Gruppe mit 36 Mitgliedern im Netzwerk der Globalisierungskritiker

Und für die Überzeugung, dass trotz der abschreckenden Unübersichtlichkeit der Globalisierungsprozesse auf der Straße etwas getan werden kann.

Attac – dahinter verbergen sich die Initialen eines ursprünglich französischen Namens, der auch in deutscher Übersetzung kompliziert bleibt: „Vereinigung zur Besteuerung von Finanztransaktionen zur Hilfe der Bürger“. Attac fordert die Tobin-Steuer, eine weltweite Steuer auf Devisenspekulationen, die zu Gunsten der Globalisierungsverlierer eingesetzt



Leipziger Attacis beim Protest gegen US-Präsident Bush in Berlin. Foto: Autorin

werden soll. Zu diesem Zweck wurde die Bewegung 1998 in Frankreich gegründet. Dort gibt es 35 000 Mitglieder. In Deutschland sind es etwa 5000 Attacis, die sich auf 80 regionale Gruppen verteilen. Das Gros davon ist unmittelbar nach Genua entstanden – auch die Leipziger Fraktion. Der Startschuss fiel im Oktober 2001, die erste Aktion fand im November statt: ein Straßentheater zum Thema Welthandelsorganisation. Heute zählt die Gruppe 36 Mitglieder. Schüler wie Rentner, Schreiner wie Professoren engagieren sich in

den Arbeitsgruppen. „Keinem wird hier verboten, eine AG zu gründen – wenn sie mit den Attac-Grundsätzen übereinstimmt“, sagt Strotzki. Grammann sieht gerade in diesem freien Zusammenschluss das Besondere an Attac: „Wir sind Gruppe und Netzwerk zugleich.“ Auf Bundesebene gibt es keinen Präsidenten oder Vorstand, der die Arbeit der Gruppen koordiniert. Eine romantische Vorstellung von Volkssouveränität, die oft belächelt wird. Andere dagegen wittern aber schon ein Zuviel an Organisation mit der Frankfurter Zentrale und ihrem Pressesprecher.

Attac kämpft zwischen den Fronten. Die Globalisierungskritiker wollen zwar von den Regierungen akzeptiert werden, aber sich nicht von ihnen vereinnahmen lassen. Ein Spagat zwischen großen Ideen und kleinen Kompromissen. Wer aber sagt, dass es ein Leichtes wäre, die Welt zu verbessern? Sicher keiner der Leipziger Attacis. Maren Klein